

Giuseppe Gracia



Der letzte
Feind

fontis

Roman

Giuseppe Gracia *Der letzte Feind*

Giuseppe Gracia

Der letzte Feind

Roman

fontis

DANKSAGUNG

Einige Leute haben die Entstehung dieses Romans begleitet in Bezug auf erzählerische, theologisch-kirchliche, politische und wissenschaftliche Fragen. Ganz besonders bedanke ich mich bei

*Antje und Jan Gracia,
Martin Grichting, Michael Rüegg,
Dominik Klenk, Pius Kölbener,
Bernhard Meuser.*

Bibliografische Information der
Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

© 2020 by Fontis-Verlag Basel

Umschlag: *Jan Gracia*, Satz: *Antje Gracia*

Druck: *Finidr*

Gedruckt in der Tschechischen Republik

ISBN 978-3-03848-196-6

«Der Rauch Satans
ist durch einen Riss in den
Tempel Gottes eingedrungen.»
Papst Paul VI.
(1897–1978)

«Die Erbsünde ist
der Eckstein, den die Erbauer
Utopias verworfen haben.»
Gilbert Keith Chesterton
(1874–1936)

DER Mann am Telefon – kühle, ruhige Stimme – versichert Hank, dass ihm die Leute in Rom eine nicht registrierte Handfeuerwaffe besorgen werden. Nach dem Anruf geht Hank im dunkelgrauen Anzug, den er sich vor der Reise besorgt hat, durch den Straßenlärm der Via Flaminia und taucht ins Gedränge auf dem Ponte Regina, das sich hinzieht bis zur Via della Conciliazione.

Das Gedröhne und Geknatter, von den Ampeln notdürftig orchestriert, schießt warm an Hank vorbei, im Durcheinander vor den Cafés, Shops und Souvenirständen. Ruhiger wird es erst auf der Höhe Borgo Pio.

Als Hank vor dem Kontrollposten der Porta Sant'Anna steht, greift der uniformierte, hagere Italiener – langsame, knochige Hände – zum Hörer, um im Apostolischen Palast den Namen des Besuchers zu melden. Bevor der Beamte den Passierschein abstempelt, nimmt er einen rosigen Kaugummi aus seinem Mund und drückt ihn in einen Aschenbecher mit dem Wappen der «AS Roma».

Hank betritt das Vatikanische Territorium und hat das Gefühl, auf eine Insel zu kommen, eine Insel in den Verkehrsbrandungen der Stadt. Aus einem offenen Fenster dringt eine Frauenstimme – «Sicuramente», «senza dubbio» – und dann, beim Brunnen der Schweizer Garde, Vogelgezwitzcher.

Im Büro der Landesregierung prüft man den Passierschein und begleitet Hank durch meterhohe Räume, in denen niemand sonst zu sehen ist. Schweigend streifen sie durch eine antike Verlassenheit aus Brokatvorhängen, Skulpturen und Säulen mit Rundbogen.

Im dritten Stock des Palazzo wartet Erzbischof Theodor

Algermisen aus dem Staatssekretariat, gekleidet in Schwarz mit weißem Römerkragen, um den Hals ein goldenes Brustkreuz. Er begrüßt Hank überraschend herzlich, als würden sie sich gut kennen. Er führt den Gast in einen Salon mit Rokokostühlen und dunkelroten Kanapees. Trotz der unteretzten, schreibstischblassen 66 Jahre wirkt Algermisen ein bisschen wie ein Junge.

Während sie reden, scheint er mit den Händen mehrmals falsche Voraussetzungen verscheuchen zu wollen, die er hinter Hanks Fragen vermutet. Fragen zum anstehenden Vatikanischen Konzil, zur Organisation der Unterkünfte, zur Sicherheit für die über 3 000 Teilnehmenden aus aller Welt.

Schließlich fragt Hank: «Sie wissen nichts Neues zum – Unfall?»

Der Erzbischof macht ein trauriges Gesicht und versichert, täglich für Padre Rossi zu beten. Er bittet darum, den Behörden zu vertrauen, mit einem Lächeln, das etwas zu lange dauert. «Die italienische Polizei ist besser als ihr Ruf.»

Er hat Angst, denkt Hank. Er *weiß* etwas.

«Wir treffen die Kommission später», sagt der Geistliche und schlägt einen Rundgang vor.

Hank begleitet ihn durch den Cortile San Damaso in einen Saal mit gelbem Marmorboden, *Giallo di Siena*. Am Ende des Flügels erreichen sie eine Loggia, die über die umliegenden Dächer auf den Petersplatz hinausgeht.

Hank blickt runter auf die halbkreisförmigen Kolonnaden, die angeblich bekrönt werden von 140 Heiligen und Märtyrern. Aus dieser Höhe scheinen sie wie eine riesige, in Stein gegossene Umarmung auf die Tausenden von Gläubigen zu warten, die sich hier regelmäßig versammeln.

Ganz großes *Theater*, denkt Hank, während sich der Erzbischof, das rechte Auge zugekniffen, eine Zigarette ansteckt.

Er deutet zum Dächerwirrwarr zu seiner Rechten. «Sehen

Sie den Turm hinter den Museen? Dort haben wir die Zeit neu erfunden.»

Er meint ein quadratisches, ziegelrotes Dach, unter dem offenbar eine große Sonnenuhr steht, die unter Papst Gregor XIII. der Reform des julianischen Kalenders gedient hat.

Bereits im 16. Jahrhundert, erklärt der Erzbischof, sei der alte Kalender dem Jahreslauf der Sonne um zehn Tage hinterher gehinkt. Deswegen habe der Papst einen Ausfall von zehn Kalendertagen angeordnet, um dem gregorianischen Kalender zum Durchbruch zu verhelfen.

«Die Protestanten sperrten sich aus ideologischen Gründen!» Der Würdenträger lacht und klopft Zigarettenasche über die Balustrade. «Sie konnten nicht verhindern, dass heute die ganze Welt mit unserer Zeitrechnung lebt. Wir sind die eine heilige, katholische und apostolische Kirche.»

*

Nach dem Treffen mit der Vorbereitungskommission lädt der Erzbischof seinen Gast zum Abendessen ein und steckt sich beim Verlassen der Vatikanstadt eine neue Zigarette an.

Auf dem Borgo Pio herrscht ein Mischmasch aus Erwachsenen und Kindern, Hunden, Straßenmalern und Motorrollern. Sie begegnen einer älteren Frau in zerlumpten Kleidern, im Gesicht ein starres Grinsen.

«Padre», krächzt sie, «è buona la sigaretta? *Buona?*»

Der Erzbischof reicht ihr zwei Zigaretten und geht weiter.

Als sie die Piazza A. Capponi erreichen und ins gegenüberliegende Gassengewirr tauchen, in dem dicht nebeneinander Vitrinen und Geschäfte folgen – Schmuck, Kleider, Fleisch, Antiquitäten –, hat Hank das Gefühl, einen Mann wiederzuerkennen, der ihm schon auf dem Petersplatz aufgefallen war; in Jeans und einem schwarzen Poloshirt.

Der Geistliche erklärt, dass Rom voller Bettler sei, die von der Kirche nichts mehr erwarteten, nur noch Zigaretten.

«Sie wollen kein ewiges Leben», sagt er.

Sie erreichen einen Innenhof mit offenen Fenstern und Wäscheleinen, die sich über den Platz spannen. Wenige Meter hinter dem Platz befindet sich das «Ristorante D'Amico». Um den Eingang herum, auf ungleichmäßigen Stufen, die Mauern efeubewachsen, stehen Klappische, ein Kühlschrank mit Getränken, eine Auslage mit Tomaten, Auberginen, Rohschinken.

Ein Glatzkopf in einem kurzärmeligen Hemd, am rechten Unterarm ein Schlangen-Tattoo, führt sie ins Gewölbe, in dem ein gedeckter Tisch wartet, mit Kerzen und Servietten.

Der Erzbischof erklärt dem Wirt, sein Gast komme aus der Schweiz.

«Svizzera!», staunt der Glatzkopf, als sei damit alles gesagt.

Der Erzbischof bestellt für Hank gleich mit: Antipasti und einen Primo, «assolutamente» zu empfehlen, die besten Panzerotti in Rom!

Hank spielt das Spiel mit. Der Wein schmeckt nicht übel, immerhin, und er scheint die Stimmung des Erzbischofs zu heben. Der Geistliche erzählt Witze über den Vatikan, über rabiate Nonnen und feige Kardinäle.

«Und Kardinal Feuerbach? Kennen Sie ihn?»

«Der Präsident der Deutschen Bischofskonferenz?» Der Erzbischof wirkt überrascht. Er schmunzelt. «Sehr kompetent und effizient, fürchte ich.»

Hank überlegt, ob er das Paket erwähnen soll, das ihm Rossi geschickt hat, bevor er durch den angeblichen Unfall ums Leben gekommen ist. Die Notizen und den USB-Stick mit Informationen über gewisse Kurienmitglieder. Aber es wäre natürlich dumm, jetzt davon zu sprechen. Ziemlich sicher steckt der Geistliche in der Sache mit drin.

Er beobachtet, wie der Erzbischof Wein nachschenkt und sich dann über die Panzerotti hermacht, wobei das Brustkreuz, als er sich vorbeugt, gegen die Pasta-Schüssel stößt.

Als junger Journalist hatte sich Hank wenig für die Kirche interessiert, sofern es – anders als in der Politik – nur wenig Gelegenheit gab, die Schweinereien eines einflussreichen Blutsaugers aufzudecken. Aber Rossi? *Alles* hat er auf diesen römischen Laden gesetzt. Sein ganzes armes Herz hat er sich an die Tür dieser Kirche nageln lassen.

Im Priesterseminar war Rossi so beliebt und schloss die Ausbildung so erfolgreich ab, dass ihn mehrere Pfarreien haben wollten, wobei ihn der Bischof schließlich ins Ordinariat bestellte, zuerst für den Aufbau der Homepage und dann für die gesamte Kommunikation des Bistums. Etwa zur gleichen Zeit haderte Hank mit seinem Redaktionsjob. Er wollte nicht mehr nur über Dinge schreiben, die Andere taten, sondern selber handeln und versuchen, einen Unterschied zu machen. Er wechselte auf die Seite der Aktivisten, als Medienberater für die Sozialdemokraten. Er verhalf zwei Nationalratskandidaten zum Sieg. Obwohl er mit der Kirche nichts anfangen konnte, hat er in dieser Zeit gelegentlich Rossi und seinen Bischof beraten; ein sozialer Bischof, ohne Zweifel. Dann hat man Rossi nach Rom beordert, das ist jetzt etwa zwei Jahre her.

«Auf gute Zusammenarbeit!» Erzbischof Algermisen hebt erneut sein Glas. «Endlich, *finalmente!* Wir hatten dieses Konzil ja schon früher einmal geplant, alles organisiert, vorbereitet – dann kam die Corona-Krise.»

Hank nickt.

«Jetzt haben die Liberalen viel Zeit gehabt, um Druck auf die Kommissionen zu machen. Sie bringen jeden, der uns hasst, in Stellung: gottlose Medien, Politiker und Theologen, die heute an jeder Straßenecke zu finden sind. Salute!»

Hank nimmt nur einen kleinen Schluck. «Ich habe Rossi versprochen, dass ich helfe. Ich habe Ihren Vertrag bekommen.»

«Sehr gut», erwidert der Erzbischof. «Wir sind froh, dass Sie so schnell kommen konnten.»

Dann schweigt er, als der Mann von draußen – Jeans und Poloshirt – den Raum betritt und ein paar Tische weiter drüben Platz nimmt. Der Fremde greift nach der Menükarte und beginnt sie zu studieren.

«Ein Freund von Ihnen?»

Der Erzbischof winkt ab, als sei das die absurdeste Idee der Welt. Er tut so, als sei der Mann überhaupt nicht da, und erzählt weiter Priesterwitze.

Irgendwann unterbricht ihn Hank: «Ich habe gehört, der Papst habe viele Feinde.»

Diesmal wirkt der Erzbischof nicht überrascht. «Die Feinde sind überall, auf den Kirchenbänken hinten, auf den Bänken vorne. Und natürlich ganz vorne, am Altar. Salute!»

Nach dem Hauptgang – Porchetta und Puntarelle – erklärt der Erzbischof: «Ich bin der Beichtvater des Wirtes. Seit zehn Jahren esse ich hier. Seit zehn Jahren beichten bei mir der Wirt, seine Frau und die Cousinen. Ich nehme mir die Zeit. Wenn wir den Menschen nicht helfen, ihr Herz zu reinigen, wenn wir ihnen nicht helfen, sich für das Höhere zu öffnen – wie sollen sie Gottes Stimme hören?»

Der Geistliche füllt Grappa in sein Glas.

Hank geht nicht auf sein Gerede über Gott ein. Er wartet einige Sekunden, dann sagt er: «Rossi war mein bester Freund. Ich werde die Wahrheit herausfinden.»

«Ein wunderbarer Priester, wunderbar.» In den Augen des Geistlichen bilden sich zwei kleine, helle Punkte. «Man hat ihm schnell vertraut. *Ich* habe ihm vertraut. Dieser Unfall – ...» Er verstummt und trinkt weiter.

EIN Grappa zu viel, denkt der Erzbischof auf dem Nachhauseweg. Vielleicht zwei Grappa zu viel – gut möglich, *possibile* –, also muss er aufpassen, dass er nicht stolpert, so wie letztes Mal, der verstauchte Knöchel, ärgerlich.

Dieser Gast aus der Schweiz, mit dem er zu Abend gegessen hat: kein gesprächiger Mensch, nein – *certo di no* –, denkt der Erzbischof und verliert sich für einen Moment in der Verschwommenheit seiner Stimmung, erinnert sich an die alte Frau auf dem Borgo Pio, an ihre Stimme: «E buona la sigaretta? Buona?»

Irgendwo auf der anderen Seite, im gelbroten Straßenlicht der Via Barletta, grüßen ihn zwei ältere Herren. Natürlich, diese Generation grüßt noch, wenn sie einen Geistlichen sieht, diese Generation weiß, was ein Geistlicher ist, diese Generation sucht das ewige Leben und lässt sich nicht ablenken vom Verrat in der Kurie – jawohl, Verrat in der Kurie!

Der Erzbischof bleibt stehen, ein paar Meter vor dem Gebäude, in dem er wohnt, ein älteres, fünfstöckiges Appartementhaus.

Vor dem Eingang die zusammengepferchten Fiat, Skoda, Alfa Romeo und Volkswagen, Stoßstange an Stoßstange, und dann, auf dem Weg ins Treppenhaus, rutscht er doch aus. Er stolpert und fällt beinahe hin, zum Glück schafft er den Griff ans Geländer.

Drunten, aus dem Innenhof des Hauses, der Lavendelduft, den er nicht mag, und wieder der Gedanke an Padre Rossi – der Arme, *poveraccio*, wieso hat er es nicht verhindert? –, und als er vor dem Aufzug steht, betrachtet er die

enge hölzerne Kabine im Metallschaft. Meist braucht er zwei oder drei Versuche, um die Gittertür zu öffnen.

Er betritt die Kabine, schwitzend, hört die Stimmen der Nachbarn im Erdgeschoss, spürt den Ruck, als der Fahrstuhl sich in Bewegung setzt, schwerfällig nach oben, während die Stimmen der Nachbarn im Untergrund verschwimmen.

Im vierten Stock bleibt er vor der Wohnung stehen, steckt den Schlüssel ins Schloss und dreht ihn herum, doch es ist nicht abgeschlossen. Ist er heute Morgen so kopflos aus dem Haus gegangen?

Er tritt über die Schwelle, sucht den Lichtschalter an der Wand rechts und betätigt ihn. Nichts, Dunkelheit. Er versucht es nochmals.

Fast gleichzeitig hört er den Parkettboden knarren und sieht das vom Tod ausgebleichte Gesicht von Rossi in der Dunkelheit, genau wie letzte Nacht im Traum: die Augenhöhlen leer, der Mund offen, erstickt an den letzten Fragen. «Warum hast du es nicht verhindert? Wie kannst du schlafen, wie kannst du dich im Spiegel *ansehen?*»

No, no! Der Erzbischof schließt die Augen. Verdammter Grappa. Er öffnet die Augen wieder, in den Schatten des Korridors, in denen kein Rossi mehr zu sehen ist. Nichts, alles in Ordnung.

Oder nein, plötzlich türmen sich Schatten neben ihm auf, wie Wolken. Er spürt Hände, die ihn von hinten packen, hört einen Schrei – seinen Schrei –, bevor er kopfveran gegen die Wand gestoßen wird. Heißer Blitz hinter den Augen, im Schädel ein Gewitter, Regentropfen mit Blutgeschmack. Er schnappt nach Luft und will Hilfe rufen, *aiuto!* Doch das Wort wird abgewürgt, als jemand die Kette um seinen Hals packt, die Kette mit dem goldenen Brustkreuz, und nach hinten zieht. Harter, bleischer Schlag in den Rücken. Die Wohnung wankend, und er prallt ge-

gen den Bilderrahmen mit antiken Plänen des Petersdoms.

«Aiuto!»

Diesmal kommt es aus seinem Mund, aber wie von einer anderen, entfernten Stimme. Der Atem des Fremden im Nacken, während er von hinten seinen Arm herumdreht und ihn stößt, nach vorne zum Büchergestell. Feuer im Arm. Aufhören! Er prallt gegen den Schreibtisch, und die handbemalte Heiligenfigur von Thomas Morus, in der Hand die aufgeschlagene Bibel, stürzt zu Boden und bleibt – still, unbeugsam – neben dem Erzbischof liegen.

Ohnmacht flutet den Raum. Und dann, mittendrin, wie die vorbeischwimmende Reflexion auf einem dunklen Wasserspiegel, erneut Rossis Gesicht. «Warum hast du es nicht verhindert?» Und irgendwo Thomas Morus, vor dem Scharfrichter stehend, stumm, bevor man ihm den Kopf abschlägt.

Als der Erzbischof wieder zu sich kommt, hört er die Stimme des Fremden.

«Ich frage Sie noch einmal, wo ist das Dokument?»

Er spürt die Verwirrung im Raum, wie eine Wärme, in der die angespannte, schwitzende Gegenwart des Anderen lauert, ohne zu wissen, was er sagen soll, was er *denken* soll. Dann fällt ihm auf, dass er am Boden liegt, neben dem Fenster zur Straße. Nochmals um Hilfe rufen?

Nein, der Mann wird ihn bewusstlos schlagen. Die Schmerzen – Arm, Rücken – sind jetzt so stark, dass ihm schlecht wird, und er kann neben sich das Erbrochene riechen, muss sich bereits vor der Ohnmacht übergeben haben.

«Bitte – lassen Sie mich sitzen. Dort, auf dem Stuhl.»

Der Fremde hilft ihm, auf die Beine zu kommen. Er führt ihn zum Stuhl, und der Erzbischof – nach einigen Sekunden – greift nach dem Stuhl und schleudert ihn gegen den Fremden, trifft ihn am Schienbein.

Der Erzbischof rennt los, in Richtung Korridor, doch be-

vor er die Wohnungstür erreicht, kreuzt eine zweite Person seinen Weg und drückt ihn zu Boden, legt die Hände um seinen Hals. Während die Luft aus ihm herausgepresst wird und er um sich schlägt, zuerst schnell und hektisch, dann langsamer, sieht er über sich das schmale mondfarbene Gesicht, das Gesicht mit den zurückgebundenen Haaren.

*

Knapp drei Kilometer von der Wohnung des Erzbischofs entfernt, im Hotelzimmer an der Via San Conca, ist Hank in dieser Nacht unruhig.

Er kann nicht einschlafen und muss an seine Mutter denken, die seit ein paar Jahren in einem Altersheim in der Ostschweiz lebt. Damals, um 1980 herum, hatte sie sich von Hanks Vater getrennt, einem kartenspielenden Versager, der inzwischen unter der Erde liegen mag oder auch nicht, Hank ist es egal.

Als Kassiererin in einem Supermarkt in Sankt Gallen hat sich die Mutter nur mit Mühe eine Wohnung in einem Ausländerviertel im Osten der Stadt leisten können, wo vor allem Italiener und Spanier gelebt haben; kinderreiche Familien, unter ihnen Rossis Familie.

Der blasse kleine Junge, Hank, erinnert sich: Viele Kinder im Quartier behandelten Rossi wie einen freundlichen Geist, der in der Gruppe vielleicht gern eine festere Form angenommen hätte, dafür jedoch immer etwas zu weich blieb, zu zaghaft. Rossi schien einfach nicht dafür gemacht, sich durchzusetzen. Er brachte es nicht einmal fertig, darüber ein wenig zu verzweifeln oder sich zu empören. Nicht einmal *fluchen* konnte er über die Halbstarcken, die sich angelockt fühlten vom Ohnmachtsgeruch seiner Gutmütigkeit. Die Halbstarcken, die ihm auf dem Schulweg aufflauerten, um ihn zu

schlagen, oder die ihm in der Turnhalle vor den Mädchen die Hosen runterzogen.

Anfangs hielt Hank das für eine tragische Verstopfung der Männlichkeit, später für eine christliche Selbstkasteiung, die Rossi seinen neapolitanischen Eltern verdankte. Jeden Sonntag besuchte die Familie die Heilige Messe, und zu Hause hingen etwa ein Dutzend Kreuze herum. Im Gang und in der Stube betende, augenaufschlagende, kinderhütschelnde Madonnas.

In der Hitze der Sommertage war die Badeanstalt des Nachbarviertels durchlärmert vom Geschrei und Getümmel im Wasser, vom Gekicher der Mädchen und den Sprüngen vom Fünfmerturm, mit denen sich die Jungs selbst beeindruckten.

Die Halbstarken liebten es, Rossi so lange beim Springen zu stören, bis er still in seinen Rückzug hineinlächelte, als entspreche es nun einmal der Ordnung der Dinge. Als Hank das nicht länger mit ansehen konnte, hat er sich den Anführer der Halbstarken geschnappt und ihm einen Tritt dorthin verpasst, wo es wirklich weh tut, per Nachnahme eine Faust aufs Nasenbein, bis das Schweinchen zusammengekauert in seinem Blut grunzte.

Rossi hat Hank deswegen eine Moralpredigt gehalten und wollte ihn zu Padre Santoro schicken. Santoro von der Missioni Cattolica, kein übler Kerl, aber was sollte Hank mit *ihm* besprechen?

Bestimmt hatte der Padre in seiner Gemeinde Wichtiges zu tun, bei all den Analphabeten, die ihren Arbeits- oder Mietvertrag nicht verstanden. Nichts war dem Padre so heilig wie das geordnete Arbeits- und Familienleben seiner Schäfchen, abgesehen natürlich vom Papst und der italienischen Nationalmannschaft. Es ging das Gerücht, er habe einmal einen rassistischen Angestellten des Arbeitsamtes auf offener Straße geohrfeigt, doch der Padre hat die Geschichte nie kom-

mentiert. Es war eine Zeit, während der Santoro auch so genug Sorgen hatte, zum Beispiel deshalb, weil Rossis Vater an Krebs gestorben ist.

Der Priester hat Rossis Mutter, die kaum ein Wort Deutsch verstand, gegenüber den Ämtern vertreten, auch im Kampf gegen die Krankenkasse, die sich weigerte, einige der Krankenhausrechnungen zu bezahlen. Santoro hat außerdem Geld für die Witwe gesammelt und Rossi bei der Vorbereitung auf Schulprüfungen geholfen.

Rossi und Hank haben es beide ans Gymnasium geschafft, aber nur Rossi hielt bis zum Abschluss durch und ist, unter Einfluss des Padre, mit dem Theologiestudium ins Priesterseminar in Freiburg eingetreten. Zuvor hatte sich Rossi allerdings in Sophia verliebt, ein katalanisches Mädchen aus dem Nachbarviertel mit dem grausamen Zauber hellgrüner Augen und langem, honigfarbenem Haar.

Auf seine stille Art – leicht zu verwechseln mit Unterwürfigkeit – hat Rossi eine Weile um das Mädchen geworben und ihr Liebesbriefe geschickt, teilweise aus Hanks Feder, dem das Schreiben wie automatisch von der Hand ging. Doch leider wollten Sophia und ihre Augen nichts von Rossi wissen. Dies zeigte sie ihm mit einer so deutlichen, frostharten Zurückweisung, dass der Freund zuerst an ein Missverständnis glaubte, passte doch eine solch brutale Ablehnung nicht in seine Vorstellung des menschlichen Herzens. Und doch kam der Tag, an dem er sich der Wirklichkeit beugen musste.

«Ich hätte sie geheiratet», fasste er die Angelegenheit zusammen. «Sophia ist meine Liebe, keine Andere wird es je sein. Das bedeutet, Gott möchte, dass ich Priester werde.»

Nicht damit zu vergleichen war Hanks Verhältnis zu den Frauen. Am liebsten war ihm die Hintertür in ein Abenteuer, die sich nach einer Weile auch leicht wieder als Notausgang gebrauchen ließ.

Nach dem Abbruch des Gymnasiums hat Hank auf dem Bau gearbeitet, um die Mutter zu unterstützen. Sie, die immer auf der Suche nach einem neuen Ehemann geblieben ist und im Wettbewerb um die größten Nieten nie schlecht abgeschnitten hat. Eine dieser Nieten, an Land gezogen irgendwo in einer Bar, verpasste ihr während dem Frühstück am Sonntagmorgen plötzlich eine Ohrfeige. Hank ist auf den Kerl losgegangen und hat den Kürzeren gezogen. Mit einer gebrochenen Rippe landete der Junge im Krankenhaus, wo er sich geschworen hat, in Zukunft besser vorbereitet zu sein.

Mit einem Kollegen von der Baustelle – Mitglied einer Karateschule – hat Hank ein «Dojo» aufgesucht und dessen Leiter getroffen: einen etwa sechzigjährigen Motorrad-Fan. Der hat Hank als Schüler aufgenommen und war Mitglied in einem Club namens «Cheyenne». So machte Hank Bekanntschaft mit interessanten Gestalten. Spieler, Betrüger, Lederjackett-Rebellen; nicht wenige von erstaunlicher Erfindungs-gabe, wenn es um den nächsten Coup ging oder um Biertisch-Pamphlete gegen die Welt der Reichen. Hank beteiligte sich an einer ihrer Aktionen, gerichtet gegen eine Bank, die Sozialwohnungen hatte abreißen lassen, um sie durch über-teuerte Büroräume zu ersetzen, was in der Region die Miet-preise in die Höhe trieb. Dabei ging es nicht um Protestno-ten für die Nachwelt oder eine Versammlung mit Trillerpfei-fen, sondern um ein ordentliches Gewitter der Wut. Sachschaden in Millionenhöhe, so rechneten es die Zeitun-gen zusammen, fünf Verletzte nach Schusswechsel mit der Polizei – nicht übel! Für Hank bedeutete die Sache ein paar Monate Gefängnis. Monate, die seinen Ruf im «Cheyenne» festigten.

Der Club beschäftigte übrigens einen Anwalt, einen sozi-alistisch angehauchten Glatzkopf, der die Besitzer und Zu-hälter aus der Region vor Gericht verteidigte und dafür mit

schönen Frauen und Reisen nach Thailand belohnt wurde. Dieser Anwalt, unter anderem ein Sammler von Handfeuerwaffen, erkannte Hanks Potential und gab ihm den Rat, statt Sachbeschädigung zu betreiben lieber die Schulbank zu drücken.

«Du sagst, dass du die Geldsäcke bekämpfst. Dann triff sie dort, wo es weh tut.» So hat Hank zum Journalismus gefunden.

*

Der Glatzkopf war gut, denkt Hank.

Noch immer liegt er auf dem Bett im Hotelzimmer an der Via San Conca in Rom und wartet auf den Schlaf. Er denkt an den Glatzkopf, der inzwischen an Krebs gestorben ist. Er versucht, sich sein Gesicht vorzustellen, sich an die Farbe seiner Augen oder den Klang seiner Stimme zu erinnern, aber es gelingt ihm nicht. Und dann, als der Schlaf ins Zimmer kommt und sich zu ihm legt, beginnt Hank von Rossi zu träumen.

Er steht neben seinem Freund auf einer Straße im Jugendviertel. Alles fühlt sich an wie früher, wie in den 1980er-Jahren. Nur dass die Straßen im Quartier leer sind.

Rossi verschränkt die Arme und lächelt zufrieden. Er meint, dass er jetzt *in den Vatikan gehen* wird. Hank möchte den Freund davon abhalten.

«Auf keinen Fall darfst du die Schweiz verlassen, auf keinen Fall darfst du nach Rom gehen, die werden dich töten!»

Rossi versteht nicht, hat keine Ahnung, warum Hank solche Sachen sagt. Er wirkt sehr zufrieden und schaut nach oben zum Himmel, in dem die Wolken schwimmen wie Erinnerungen aus Weißgold und Silber. Es beginnt zu regnen.

Hank folgt dem Freund über nasse Straßen und Wiesen,

bis sie die Badeanstalt erreichen, die sie geliebt haben und die nun unter dem Regen schläft.

Rossi deutet zum Fünfmerturm, Hank geht mit ihm zu den Stufen. Als sie oben ankommen, wird ihm bewusst, dass sich unten im Schwimmbecken kein Wasser befindet.

Er will den Freund warnen, doch der streckt die Arme aus und lässt sich, die Augen geschlossen, rückwärts fallen. Erst Augenblicke vor dem Aufprall reißt er die Augen auf.